

ROMANA  
EXKLUSIV

CORA  
Verlag

6/16

DER GÜNSTIGE SAMMELBAND



CLASSICS

## *TRAUMZIELE DER LIEBE*

Verführ mich – immer wieder  
Du gehörst nur mir allein  
Geliebte Prinzessin

3 ROMANE

*Sharon Kendrick, Linda Miles, Natasha  
Oakley*

***ROMANA EXKLUSIV BAND 271***

## IMPRESSUM

ROMANA EXKLUSIV erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

**CORA**  
Verlag

Redaktion und Verlag:  
Postfach 301161, 20304 Hamburg  
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0  
Fax: +49(0) 711/72 52-399  
E-Mail: [kundenservice@cora.de](mailto:kundenservice@cora.de)

Geschäftsführung: Thomas Beckmann  
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)  
Produktion: Jennifer Galka  
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,  
Marina Grothues (Foto)

Erste Neuauflage in der Reihe ROMANA EXKLUSIV  
Band 271 - 2016 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

© 1999 by Sharon Kendrick  
Originaltitel: „The Final Seduction“  
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London  
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.  
Übersetzung: Sabine Reinemuth  
Deutsche Erstausgabe 2000 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,  
in der Reihe ROMANA, Band 1331

© 1999 by Linda Miles  
Originaltitel: „Last-Minute Bridegroom“  
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London  
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.  
Übersetzung: Gudrun Bothe  
Deutsche Erstausgabe 2008 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,  
in der Reihe JULIA EXTRA, Band 177

© 2006 by Natasha Oakley  
Originaltitel: „Crowned: An Ordinary Girl“  
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London  
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.  
Übersetzung: Lydia Roeder  
Deutsche Erstausgabe 2008 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,  
in der Reihe JULIA, Band 1811

Abbildungen: Colin Anderson / Getty Images, alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 06/2016 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](http://GGP-Media-GmbH.de), Pößneck

ISBN 9783733743512

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:  
BACCARA, BIANCA, JULIA, HISTORICAL, MYSTERY, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop [www.cora.de](http://www.cora.de)

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](https://www.facebook.com/coraverlag).



Sharon Kendrick  
**Verführ mich – immer wieder**

## 1. KAPITEL

Er hatte sie wie immer beim Vornamen genannt. Dennoch spürte sie sofort, dass etwas geschehen sein musste.

Etwas sehr Schwerwiegendes.

„Shelley?“

Sie blickte stirnrunzelnd auf die Sprechanlage. „Marco, was ist los?“

„Bist du gerade sehr beschäftigt?“ Dieser banale Satz klang aus seinem Munde wie die Zeile eines Gedichts: sexy, gefühlvoll und poetisch. Marco hatte genau die Stimme, die Frauen schwach werden ließ. Shelley hatte es oft genug erlebt.

Serviererinnen vergaßen darüber, dass sie auch noch andere Gäste hatten, und Lehrmädchen am Bankschalter bekamen verträumte Augen. Selbst Frauen, die alt genug waren, um es besser zu wissen, fühlten sich von Marco unwiderstehlich angezogen. Sie waren sogar die hartnäckigsten. Frauen im besten Alter, reich, selbstbewusst und gelangweilt, die von dem Wunsch besessen waren, sich einen feurigen Italiener als Geliebten zu leisten – auch zum Vorzeigen.

Shelley fragte sich, ob Marco wieder einmal Probleme mit einer dieser Frauen hatte, die vor nichts zurückschreckten. Vielleicht wollte er sie deshalb sprechen, und sie sollte seiner Verfolgerin auf möglichst nette und charmante Art beibringen, dass er nicht zu haben sei.

„Nein, ich habe im Moment nichts Dringendes zu tun.“ Shelley betrachtete flüchtig den aufwendig gestalteten Katalog, den sie gerade durchgelesen hatte. Marco war einer der gefragtesten Kunsthändler Italiens, und Shelley kümmerte sich darum, dass dies auch so blieb, indem sie für

einen reibungslosen Ablauf seiner Geschäfte sorgte. „Was ist passiert, Marco?“

„Ich muss mit dir reden.“

„Dann also bis gleich.“ Shelley klappte den Katalog zu und schob ihn an den äußersten Rand des Schreibtischs.

Kaum hatte sie das getan, stand Marco auch schon in ihrem Büro. Shelley sah ihn erstaunt an. Er wirkte anders als sonst. „Ist was nicht in Ordnung?“, wollte sie wissen.

Marco zögerte. Er senkte die Lider mit den dichten schwarzen Wimpern. „Diese Frage ist einfacher gestellt als beantwortet.“

Shelley ließ ihn nicht aus den Augen, als er den elegant eingerichteten, lichtdurchfluteten Raum durchschritt und zum Fenster ging. Gedankenverloren blickte er auf den See, der im Sonnenschein des herrlichen Sommermorgens glitzerte. Dann drehte Marco sich um und sah sie an.

Wie immer erfreute sie sich an seinem Anblick. Es war, als betrachtete man ein herrliches Gemälde oder eine perfekte Statue. Shelley wusste, wie glücklich und beneidenswert sie war, denn seit drei Jahren schon hatte sie beides: einen idealen Job und einen idealen Boss.

„Soll ich uns einen Kaffee machen?“, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, danke.“

Erst jetzt fielen Shelley die dunklen Ringe unter Marcos Augen auf. Das beunruhigte sie, denn normalerweise war er immer frisch und ausgeschlafen. „Was ist los, Marco?“, fragte sie. „Wo liegt das Problem?“

Er setzte sich ihr gegenüber und machte eine weitausholende, sehr italienische Geste. „Es gibt kein Problem. Es hat sich nur etwas verändert.“

„Marco, bitte sprich nicht in Rätseln. Du weißt, ich mag keine Überraschungen. Ich gehöre zu den Leuten, die erst die Kritik lesen und dann in den Film gehen, nur um schon vorher das Ende zu wissen.“

„Es zu sagen fällt mir nicht leicht, Shelley.“

Plötzlich verstand sie. „Du hast jemanden kennengelernt?“

„Ja.“

„Und dich verliebt?“

„Wiederum ja.“

„Es ist dir also ernst!“

„Ja“, gab er zu. „Es ist mir ernst. Sehr ernst sogar.“

„So ernst, dass es schon ein gemeinsames Frühstück im Bett gegeben hat?“

„Shelley!“, empörte sich Marco, musste dann jedoch lächeln. „Wie kannst du nur solch eine Frage stellen?“

„Weil ich eine Frau bin und weil ich neugierig bin! Oder hast du etwa geglaubt, ich würde schockiert reagieren?“

„So ähnlich. Ich hatte jedenfalls angenommen, du hättest deine Schwierigkeiten mit dieser Situation.“

„Warum? Weil mir sämtliche Frauen Italiens am liebsten vor Eifersucht die Augen auskratzen würden?“

Er zögerte. „Shelley, du musst wissen, dass ich es ungeschehen machen würde, wenn ich es nur könnte.“

„Was? Dich verliebt zu haben?“

„Nein.“ Er schüttelte den Kopf. „Das, was in der Vergangenheit vorgefallen ist.“

„Das kannst du nicht. Niemand kann das.“

„Aber ich habe dich jemandem weggenommen“, sagte er langsam und schmerzlich. „Ich habe dich Drew weggenommen.“

Drew!

Dieser Name rief so viele Erinnerungen wach. Shelley hatte so oft von ihm geträumt – besonders in der ersten Zeit, als alles noch so neu und schmerzlich gewesen war. Aber es war lange her, dass Marco oder sie Drews Namen erwähnt hatten. Seltsamerweise schmerzte das mehr, als sie vermutet hätte. Selbst nach all den Jahren.

Shelley schüttelte den Kopf. Sie wollte die Bilder verdrängen, die vor ihrem geistigen Auge entstanden waren. Blaue Augen und von der Sonne gebleichtes Haar. Ein durch harte Arbeit gestählter Körper und das Gesicht eines Engels.

„Sag bitte nicht, du hättest mich ‚weggenommen‘, Marco“, widersprach sie leise. „Das klingt so, als hättest du mich im Supermarkt mitgehen lassen wie eine Dose Bohnen.“

„Aber genau das habe ich getan“, sagte er düster. „Das weißt du ebenso gut wie ich.“

„Nein.“ Shelley blieb fest. „Man kann nur wegnehmen, was einem anderen gehört. Und ich habe Drew nicht gehört, selbst wenn er sich das eingebildet hat. Niemand kann einen anderen Menschen besitzen, so sehr er es vielleicht auch möchte.“

„Aber du warst doch verlobt mit ihm“, wandte er vorsichtig ein.

„Ich trug einen billigen Ring am Finger, das ist alles“, sagte sie. „Ein dünnes Band aus Metall, das andere abschrecken soll. Lass die Finger von dem Mädchen – es gehört mir! Ich dagegen kann tun mit ihr, was ich will, denn sie trägt meinen Ring!“

Erstaunt stellte Shelley fest, dass sie mit den Tränen kämpfte. Sie hatte schon lange nicht mehr an den Ring gedacht, und auch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt dazu, denn sie hatte Wichtigeres zu tun. Zum Beispiel sich jetzt dezent zurückzuziehen, wie Marco und sie es damals verabredet hatten. „Kannst du deine Beziehungen spielen lassen und dafür sorgen, dass ich für den nächsten Flug ein Ticket bekomme, Marco?“

„Natürlich. Aber wo willst du hin?“, fragte er.

„Nach Milmouth natürlich!“ Sie lächelte. „Wo sollte ich sonst hinwollen?“

„Wird dir das nicht schwerfallen?“



„Wahrscheinlich. Aber Milmouth ist nun einmal meine Heimat. Dort bin ich groß geworden, und – wichtiger noch – dort habe ich ein Haus, wo ich wohnen und in Ruhe überlegen kann, wie meine Zukunft aussehen soll.“

„Du willst dort bleiben?“ Marco war überrascht.

„Warum nicht? Weil man das winzige Haus nicht mit den palastähnlichen Villen vergleichen kann, in denen ich mit dir gelebt habe?“

„Ich glaube, deine Ansprüche sind gewachsen, Shelley. Mit dem, was du damals hattest, wirst du heute nicht mehr zufrieden sein. Aber davon abgesehen, hast du nicht daran gedacht, dass es ein viel schwerwiegenderes Problem gibt?“

Shelley wich Marcos Blick nicht aus. Sie wusste genau, worauf er anspielte, wollte es aber hören. „Welches Problem?“

„Drew, natürlich! Er lebt doch noch dort, oder?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nicht, was aus Drew geworden ist, schließlich bin ich schon lange aus Milmouth weg, und seit meine Mutter tot ist, schreibt mir auch niemand mehr. Ich gelte als Außenseiterin, als schwarzes Schaf, und keiner möchte etwas mit mir zu tun haben.“

Marco zögerte. „Ich lasse dir Zeit, damit du nichts überstürzen musst – sagen wir, einen Monat? Vorher werde ich mit niemandem darüber reden.“

Shelley stand auf, strich sich das Kleid glatt und blickte Marco erstaunt an. „Du willst es öffentlich machen?“

„Ja.“ Marco betrachtete sie ruhig und gefasst. Er sah glücklicher aus, als sie ihn in der vergangenen Zeit erlebt hatte. Aber er schien auch genau zu wissen, was auf ihn zukam. „Ich will nicht länger mit einer Lüge leben.“

„Schön.“ Sie nickte. „Ich auch nicht.“

„Shelley?“ Seine Stimme klang jetzt dunkler und weicher, aber dennoch kraftvoll und unnachgiebig. Es hatte eine Zeit

gegeben, da hatte sie dieser Stimme nicht widerstehen können. Damals war sie jedoch naiv und verträumt gewesen, jetzt dagegen war sie eine erwachsene Frau, die ihre Erfahrungen gemacht hatte.

„Ja?“

„Ich werde dich vermissen.“

Shelley lächelte versonnen. „Und ich werde dich vermissen.“

Sie drehte sich um und verließ den Raum. Erst jetzt fiel ihr auf, dass dieser Satz der einzige der ganzen Unterhaltung gewesen war, den sie in ihrer Muttersprache gesprochen hatte.

## 2. KAPITEL

Vor der Kurve trat Shelley leicht auf die Bremse ihres schnittigen Autos.

Hier. Genau hier musste es sein. An dieser Stelle war das Meer zum ersten Mal zu sehen. Wenn man die Augen zusammenkniff, konnte man das intensive Blau des Wassers vom matteren des Himmels unterscheiden. Warum hatte das Meer aus der Ferne nur immer eine solch herrliche Farbe, wo es doch aus der Nähe immer so dunkel und trübe wirkte? Shelley gab Gas und fuhr weiter.

Das Auto, mit dem Marco sie anstelle eines Flugtickets überrascht hatte, war neu und ungewohnt. Auch erforderte es nach so langer Abwesenheit ihre ganze Konzentration, wieder auf der linken Seite zu fahren. Seit der Beerdigung ihrer Mutter vor fast zwei Jahren war sie nicht mehr zu Hause gewesen. Es würde sich bestimmt viel geändert haben.

Der Wegweiser nach Milmouth zeigte zwar nach rechts, doch Shelley wollte eigentlich geradeaus weiterfahren. Ihr Elternhaus lag nämlich außerhalb, in einer schmalen Straße mit einfachen Reihenhäusern, in denen keine wohlhabenden Bürger, sondern schlecht bezahlte Arbeiter wohnten.

Shelley hatte sich vorgenommen, als Erstes zum Haus zu fahren, denn sie wollte unbedingt duschen und die Räume, die so lange unbewohnt gewesen waren, gründlich lüften. In letzter Sekunde bog sie dann doch noch rechts ab. Die Neugier auf Milmouth war zu groß. Das Haus konnte warten. Shelley hatte das Meer lange nicht mehr gesehen und verspürte den unwiderstehlichen Wunsch, endlich wieder die salzige, nach Tang riechende Luft einzuatmen und das herrliche Gefühl zu haben, wach und lebendig zu sein.

Drei Jahre war sie in Italien gewesen und hatte sich sehr verändert. War es Milmouth auch so ergangen? Waren alte Gebäude abgerissen und durch moderne ersetzt worden? Wohnten unbekannte Menschen dort, wo früher ihre Freunde gelebt hatten?

Sie hatte keine Schwierigkeiten, im Ortskern einen Parkplatz zu finden, denn es herrschte kaum Betrieb. An einem Sonntagnachmittag war in keiner Stadt viel los und in Milmouth schon gar nicht.

Shelley stieg aus und schloss das Auto ab. Es schien schon so lange her, dass Marco mit seiner Neuigkeit ihre wohlgeordnete Welt auf den Kopf gestellt hatte, und doch war es erst vor zwei Tagen gewesen.

Es war ein klarer, frischer Herbsttag, und der Wind blies ihr die Haare aus dem Gesicht, als sie durch die Straßen mit den gepflegten Häusern und den untadeligen Vorgärten ging. Dann frischte der Wind noch mehr auf, und das Licht wurde intensiver. Shelley atmete tief durch, als sie den Kiesstrand erreicht hatte und das Meer direkt vor sich sah.

Als Kind hatte sie dort gespielt, später dann Mondscheinpartys gefeiert, und hier war es gewesen, wo Drew sie das erste Mal in die Arme genommen und geküsst hatte. Versunken blickte sie aufs Wasser. Nur das Plätschern der Wellen und das heisere Geschrei der Möwen waren zu hören. Sie wusste nicht, wie lange sie so dagestanden hatte, als ihre Ruhe gestört wurde.

Sie hob den Kopf und sah einen Mann mit Hund auf sich zukommen. Der Hund sprang in die Brandung, lief dann zu seinem Herrchen zurück und bellte, als wollte er ihn zum Spiel auffordern. Der Mann reagierte aber nicht. Er hielt den Kopf gesenkt und schien ganz in seine Gedanken vertieft.

Der Anblick von Herr und Hund rührte Shelley, und sie lächelte. Doch als die beiden näher kamen, hielt sie

erschrocken den Atem an. Ihr Herz schlug wie wild, als sich ihre Ahnung bestätigte. Es war Drew!

Er hatte sie noch nicht bemerkt, der Hund dagegen blickte sie an und spitzte die Ohren. Erkannte er sie etwa wieder? Shelley konnte es kaum glauben. „Fletcher!“, rief sie unwillkürlich und piff nach ihm. Ohne zu zögern, kam er im vollen Galopp auf sie zugerannt und sprang freudig an ihr hoch. Er legte ihr so ungestüm die Pfoten auf die Schulter, dass sie das Gleichgewicht verlor und recht unsanft auf dem Boden landete. „Fletcher!“, protestierte sie, als er versuchte, ihr das Gesicht zu lecken.

„Duke! Platz!“ Auf Drews Kommando ließ der Hund von Shelley ab und legte sich gehorsam auf den Boden.

Shelley war wie benommen. *Duke?* Nach Atem ringend, die Beine lang ausgestreckt, saß sie da. Drew stand vor ihr und blickte ungläubig auf sie herab.

„Shelley Turner“, sagte er schließlich.

„Genau die“, antwortete sie und wartete auf seine Reaktion.

„Welch böse Fee hat dich denn zurückgebracht, Kätzchen?“

Mit diesem verletzenden Zynismus hatte sie nicht gerechnet. Sie „Kätzchen“ zu nennen war eine alte Gewohnheit von ihm. Als er es das erste Mal getan hatte, hatte sie sich wie im siebten Himmel gefühlt. Jetzt tat es nur noch weh. „Keine Fee, weder gut noch böse, nur ein Auto.“ Sie lächelte ihn an, obwohl ihr nicht danach zumute war. Drew wirkte wie ein dunkler Racheengel.

„Und was machst du hier?“

„Im Moment? Ich sitze auf dem nassen Boden und friere.“

Seine Miene blieb verschlossen, doch er streckte die Hand aus, die sie dankbar ergriff. Dann beugte er sich vor, umfasste mit der freien Hand ihren Ellenbogen und stützte sie, sodass sie bequem aufstehen konnte, hielt sie danach

aber immer noch fest. Er schien zu wissen, dass ihre Beine sie noch nicht wieder trugen.

Shelley hatte Drew seit der Beerdigung ihrer Mutter nicht mehr gesehen. Damals hatte er in der Kirche ganz hinten gestanden. In einem neuen Anzug – niemand in Milmouth hatte sich erinnern können, Drew je im Anzug gesehen zu haben. Er musste ihn sich extra gekauft haben. Shelley war tief gerührt gewesen.

Sie hatten damals kaum miteinander geredet. Shelley hatte ihm für sein Kommen gedankt, und er hatte ihr versichert, wie sehr er ihre Mutter geschätzt habe – was auch stimmte. Er hatte auf der Beerdigung verkrampt gewirkt, so als hätte er ihr offen ins Gesicht sagen wollen, was er von ihr halte, es aber in Anbetracht der Umstände als unpassend empfunden.

Unkonventionell wie immer, hatte er zur Trauerfeier keinen Kranz, sondern einen Strauß der Lieblingsblumen ihrer Mutter geschickt: kleine Bergastern, die äußeren Blütenblätter blasslila und die inneren leuchtend gelb wie lauter kleine Sonnen. Beim Anblick dieser Blumen hatte Shelley so weinen müssen, dass sie kaum wieder zu beruhigen gewesen war.

Ihr Herz schlug wie wild vor Aufregung: Drew stand nach so langer Zeit leibhaftig vor ihr. Wie gebannt sah sie ihn an. Sein Gesicht hatte sich verändert, in den Augenwinkeln hatten sich kleine Lachfältchen gebildet. Sein Haar dagegen war immer noch so voll, so zerzaust und von der Sonne gebleicht, wie sie es in Erinnerung hatte.

Er war größer als Marco, er war ungewöhnlich groß und hatte extrem lange Beine. Seine Jeans waren verwaschen, und sein dunkelblauer Pullover hatte genau die Farbe seiner Augen.

Sie musste verrückt gewesen sein, ihn jemals verlassen zu haben. Aber die Vergangenheit ließ sich nicht ändern. Und

sein abweisender Blick sagte ihr, dass Drew das auch gar nicht wollte.

„He, Drew“, brachte sie schließlich über die Lippen.

Daraufhin ließ er sie los. Beinahe hätte sie wieder das Gleichgewicht verloren, denn die Absätze ihrer eleganten Schuhe, die in die City von Mailand passten aber nicht an den Strand, waren extrem hoch. Shelley lächelte freundlich. „Vielen Dank für deine Hilfe.“

„Keine Ursache! Der Hund hätte dich nicht anspringen dürfen. Er weiß genau, dass er das nicht tun soll.“

„Ich hätte ihn nicht rufen dürfen.“ Sie blickte auf den Hund und sah, dass es nicht der war, den sie kannte. Er hatte ein viel helleres Fell und war schlanker. „Aber das ist ja gar nicht Fletcher!“, rief sie aus.

„Wie sollte das wohl zugehen? Fletcher war schon alt und steif, als du England verlassen hast. Wie sollte er jetzt herumtollen wie ein Welp?“

„Er ist ein wunderschönes Tier, Drew. Wie lange hast du ihn schon?“

„Es ist nicht meiner.“ Drew blickte sie kühl an. „Ich führe ihn nur aus.“

„Wem gehört er denn?“, wollte sie spontan wissen, merkte aber sofort, dass es eine neugierige und ungehörige Frage war.

Drew schien das auch zu denken. „Was würdest du sagen, wenn ich dir erklärte, dass er einer netten alten Dame gehört?“

Merkwürdigerweise glaubte sie ihm aufs Wort. „Ich würde dir antworten, dass du ein hilfsbereiter und vorbildlicher Mensch bist und deine Mitbürger sich an dir ein Beispiel nehmen sollten.“

„Wirklich?“, fragte er leise und betrachtete sie eingehend von oben bis unten.

Shelley trat von einem Fuß auf den anderen. Aus Italien war sie es gewohnt, dass sich die Männer nach ihr umdrehten. Dort war es völlig normal, wenn ein Mann eine Frau mit der gleichen Eindringlichkeit betrachtete wie ein schönes Gemälde. Aber Drew sah sie anders an. Er tat, als wäre sie ein Stück Treibgut, das er zufällig am Strand gefunden hatte.

Er schüttelte den Kopf, als traute er seinen Augen nicht. „Was hast du nur mit dir angestellt?“, wollte er wissen.

„Mit mir angestellt?“ Shelleys Empörung war nicht gespielt.

„Du bist ja nur noch Haut und Knochen. Kein Wunder, dass der Hund dich umgeworfen hat.“

Drew schien sie mit voller Absicht beleidigen zu wollen. „Begreifst du denn nicht, dass eine Frau nie zu schlank sein kann ...“

„Was für ein Unsinn! Auszusehen, als hätte man schon seit Monaten keine warme Mahlzeit mehr bekommen, ist schon längst nicht mehr angesagt!“

Sah er denn nicht, dass die Designermode, für die Mailand so berühmt war, nur an schmalen Frauen chic und elegant aussah? „Kleider wirken viel besser, wenn die Frau, die sie trägt, nicht allzu üppig gepolstert ist“, klärte sie ihn auf.

„Mag sein. Aber ich sehe eine Frau lieber ohne Kleider.“ Zufrieden stellte Drew fest, dass Shelley schlucken musste. „Und nackt ist eine Frau mit ein paar Kurven bei Weitem einer vorzuziehen, die nur aus Haut und Knochen besteht.“

Shelley wurde übel bei dem Gedanken an Drew in den Armen einer unbekleideten Frau. „Willst du damit sagen, dass ich wie Haut und Knochen aussehe?“, fragte sie aggressiv.

Er zuckte die Schultern. „Keinesfalls viel besser, dass können selbst deine teuren Klamotten nicht verbergen. Und was hast du nur mit deinem Haar angestellt?“



Shelley traute ihren Ohren nicht. Während der Zeit mit Marco hatte sie gelernt, etwas aus sich zu machen. Aus dem Wildfang mit dem natürlichen Teint eines Mädchens, das viel an der frischen Luft war, war eine perfekt gestylte und kultivierte junge Frau geworden. In Mailand hatte man ihre Figur und ihren Stil bewundert, denn Shelley hatte knabenhaft schlanke Hüften und trug stets Schwarz, Grau oder Weiß, nie bunte Farben. Drew dagegen schien das alles nicht zu gefallen. Kritisch betrachtete er ihr graues Leinenkostüm, das – zugegebenermaßen – mittlerweile stark zerknittert war.

„Ich weiß, ich bin nicht für einen Strandspaziergang angezogen, aber dies Kostüm ist von einem berühmten Mailänder Designer.“

Als Drew daraufhin nur das Gesicht verzog, war es plötzlich aus mit ihrer Beherrschung. Die Anstrengungen der letzten Tage forderten ihren Tribut, und Shelley rastete ganz einfach aus.

„Die meisten Frauen würden sonst etwas dafür geben, ein Stück wie dieses zu besitzen“, schrie sie ihn an. „Und zu meinem Haar kann ich dir nur sagen, dass es von einem Starfriseur alle sechs Wochen geschnitten und neu gestrahnt wird. Weißt du überhaupt“, fragte sie völlig unsinnigerweise, „was es kostet, so auszusehen?“

Kaum hatte sie das ausgesprochen, als sie es auch schon bereute, denn sein Blick sprach Bände.

„Ich hätte es mir denken können, dass Geld bei dir immer noch die größte Rolle spielt. Du hast dich nicht verändert.“ Er lachte verächtlich. „Du gehörst zu jenen Frauen, die viel über Preise, aber nichts über Werte wissen. Anscheinend bin ich gerade noch einmal so davongekommen.“

„Anscheinend gefalle ich dir nicht, weil jeder sehen kann, dass ich eine unabhängige Frau bin.“

„Unabhängig? Du, die Gespielin eines reichen Mannes?“

Warum hatte Shelley das Gefühl, sie müsse sich verteidigen? Sie wählte ihre nächsten Worte mit Bedacht. „Nur zu deiner Information, *ich* habe die Galerie in Mailand geführt!“

„Wie? Vom Bett aus?“

Shelley fehlten die Worte. So hatte sie sich das Wiedersehen mit Drew nicht vorgestellt. Sie hatte es sich so schön ausgemalt gehabt, schließlich hätte sie Drew damals beinahe geheiratet. Sie hatte davon geträumt, er würde sie bewundernd anblicken und anerkennend pfeifen, wobei ihm deutlich anzusehen wäre, wie sehr er ihr nachtrauerte. Shelley hatte noch von ganz anderen Dingen fantasiert, von einem langen Schleier, Reis und Konfetti, was sie jedoch schnell wieder aufgegeben hatte, da ihr Kissen hinterher stets von Tränen durchnässt gewesen war.

Sie sah den Spott in seinen Augen und fühlte sich in ihrem Stolz tief verletzt. Darauf war sie wirklich nicht vorbereitet gewesen.

„Während du Nägel ins Holz gehauen hast, habe ich fließend Italienisch gelernt“, hielt sie ihm mit erhobenem Kopf entgegen und musterte seine abgewetzten Jeans. „Und *ich* weiß, wie man sich kleidet.“

„Aber nicht, wie man sich *attraktiv* kleidet“, antwortete er. „Shelley, deine Arroganz ist einfach atemberaubend.“

„Dann stehe ich dir ja in nichts nach, Drew!“

„Also, wo ist er?“

„Wer?“ Shelley tat erstaunt.

„Dein Lover, natürlich.“ Drew blickte sich um. „Wahrscheinlich sitzt er irgendwo im Warmen und poliert seine handgenähten Schuhe.“

Shelley sah unwillkürlich auf *seine* Füße. Er trug alte Bootsschuhe aus Leinen, noch dazu ohne Socken!

„Du siehst aus wie ein Bahnhofspenner!“ Ihre Augen blitzten wütend.

Drew schien etwas erwidern zu wollen, schüttelte dann aber nur den Kopf. „Ich glaube, wir haben jetzt genug Komplimente ausgetauscht, Shelley. Sag mir lieber, für wie lange du hier bist. Bist du auf der Durchreise, oder willst du das Haus deiner Mutter verkaufen?“

Shelley antwortete, ohne zu zögern, mit einer Bestimmtheit, von der sie selbst überrascht war. „Wer nach Milmouth kommt, ist nie auf der Durchreise, denn es liegt am Ende der Welt. Nein, Drew, ich bin nach Hause gekommen. Ich werde hier bleiben.“ Es gab ihr einen Stich, als sie sah, wie sich seine Miene verfinsterte.

Eine Möwe schrie im Wind, und die Wellen brachen sich am Strand.

„Du bleibst? Wie lange?“ Er musterte sie aus halb geschlossenen Augen.

„Selbst wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht sagen. Ich habe noch keine konkreten Pläne.“

Drew dachte nach. „Und wo genau willst du wohnen, Shelley?“

„Im Haus meiner Mutter natürlich, wo denn sonst?“ Sie betrachtete ihn. „Habe ich etwas Komisches gesagt?“

Er lachte. „Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie dich dein reicher Lover für eine rauschende Liebesnacht in diesem schäbigen Haus besucht!“

„Diese Bemerkung ist nicht nur geschmacklos, sondern falsch obendrein. Marco ist kein Snob!“

„So? Dann musst du es sein, die Probleme mit ihrem Image hat. Warum bist du mit ihm nie wieder nach Milmouth gekommen, nicht einmal zum Begräbnis deiner Mutter?“

Sollte sie es Drew sagen? Sollte sie ihm gestehen, dass sie genau das ihrer Mutter nicht hatte antun wollen? Ihre Mutter hatte Marco genauso verabscheut, wie sie Drew vergöttert hatte. Bis zu ihrem letzten Atemzug hatte sie Marco für das Scheitern ihrer Träume verantwortlich gemacht.

Veronica Turner war fest davon überzeugt gewesen, dass aus Shelley und Drew ein Paar geworden wäre, wäre Marco nicht plötzlich aufgetaucht. Deshalb hatte sich Shelley damals entschlossen, allein zur Beerdigung zu kommen. Sie hatte Konfrontationen und peinliche Situationen vermeiden wollen ...

„Es ist zwecklos, dir meine Gründe erklären zu wollen, Drew“, antwortete sie resigniert. „Du glaubst nur, was du glauben willst, und außerdem weiß ich genau, wie sehr du mich hasst.“

„Ich und dich hassen?“ Er sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. „Das würde bedeuten, dass du mir wichtig wärst, Shelley. Und das bist du nicht. Schon lange nicht mehr. Duke!“ Der Hund erhob sich. „Komm, es wird Zeit!“

Ohne ein weiteres Wort, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, drehte Drew sich um und ging.

Shelley, plötzlich tieftraurig, sah ihm hinterher. Sie hatte alles verloren, was es einst zwischen ihr und Drew gegeben hatte. Das war die brutale Wahrheit. Sie musste daran denken, wie einfach er sie früher zum Lachen hatte bringen können und wie er sie damals voller Liebe und Bewunderung angesehen hatte. Und wie hatte Drew sie heute betrachtet? Sie schluckte.

Sie waren Freunde gewesen, richtig gute Freunde. Und sie hatte alles kaputtgemacht. Eine falsche Handlung, und sie hatte die Freundschaft und alles, was damit zusammenhing, für immer zerstört.

Sie hatte ihre Wahl freiwillig getroffen, niemand hatte sie zu etwas gezwungen. Aber erst jetzt erkannte Shelley, welch dunkle Schatten ihre damalige Entscheidung auf ihr Schicksal geworfen hatte.

### 3. KAPITEL

Shelley kannte Drew Glover schon, seit sie sich erinnern konnte.

Sie waren als Nachbarskinder in jenen ärmlichen Reihenhäusern aufgewachsen, die am Rande von Milmouth lagen, nicht nur Meilen, sondern Lichtjahre von den prächtigen Villen im Westen der Stadt entfernt. Shelley war acht Jahre jünger als Drew und genauso alt wie seine jüngste Schwester Jennie.

Von ihrer Mutter hörte Shelley immer wieder, wie Drew früher stets das Spielzeug eingesammelt hatte, das sie aus ihrem Kinderwagen geworfen hatte. Shelley war als Baby quengelig und sehr reizbar gewesen. Drew schien das verstanden zu haben, denn unaufgefordert hob er die Sachen auf und drückte sie ihr dann mit ernster Miene in die Hand. Aber vielleicht ließ sich sein Verhalten auch einfach dadurch erklären, dass er selbst zwei jüngere Schwestern hatte.

Am Tag, als Drew und Shelley sich entschlossen hatten zu heiraten, hatte Veronica Turner strahlend gelächelt. „Drew hat schon als Kind ein gutes Herz gehabt“, hatte sie ihrer Tochter versichert. „Und das hat er sich bewahrt.“

Shelley konnte sich noch genau daran erinnern, dass Drew der erste Mensch in ihrem Leben gewesen war, der sie verteidigt und beschützt hatte. Sie war damals sieben Jahre alt und nur von einem Wunsch beseelt gewesen: sich durch nichts von den anderen Kindern im kleinstädtischen Milmouth zu unterscheiden.

„Und warum hast du keinen Vater, Shelley Turner?“, hatte eine Klassenkameradin sie vor anderen gefragt.

Shelley, den Tränen nahe, hatte darauf keine Antwort gewusst. Da war Drew plötzlich aufgetaucht, ein großer,

starker Junge, fast schon ein Erwachsener. „Natürlich hat sie einen Vater“, hatte er erklärt. „Jeder hat einen Vater! Er lebt nur nicht hier, das ist alles.“

„Wo wohnt er denn?“, fragte das Mädchen, das sich nicht so schnell einschüchtern ließ.

Drew blickte Shelley aufmunternd an, und sie wusste plötzlich, dass sie sich nicht zu schämen brauchte. „Er lebt in Amerika“, antwortete sie laut und deutlich. „Er ist Zahnarzt.“

Diese ungewöhnliche Tatsache hatte ihr zwar in ihrer Klasse Respekt verschafft, doch Shelley war und blieb die Außenseiterin. Ihre Mutter hatte ihr von früh an eingeimpft, sich stets zurückzunehmen und kein Aufsehen zu erregen. Shelley sollte nur Freundinnen einladen, die sie wirklich mochte und, viel wichtiger noch, die sie mochten. Es war immer noch besser, arrogant zu wirken, als zurückgewiesen zu werden.

Veronica Turner wusste, wovon sie sprach. Sie war abgelehnt und gedemütigt worden und hatte es nie überwunden. Dieser Schicksalsschlag, den sie stets verschwieg, hatte ihr ganzes Leben geprägt. Nur Drew kannte das dunkle Geheimnis, denn Shelley hatte es ihm anvertraut. Sie konnte sich noch genau an den Tag erinnern.

Sie hatte auf der Mauer an der Landstraße gesessen, die nach Milmouth führte. Es war Sommer und Ferienzeit gewesen, und es hatte viel Verkehr geherrscht. Ein rotes Auto fuhr vorbei, und Shelley machte einen Strich in dem Heft, das auf ihren Knien lag. Drew kam gerade von der Werft, wo er nach der Schule arbeitete, und blieb bei ihr stehen.

„Was machst du da?“

„Ich zähle Autos.“

„Schon wieder? Ist das eine neue Marotte von dir?“

„Ich muss es für die Schule tun“, erklärte sie ihm. „Ich notiere mir die Farben der vorbeifahrenden Autos, weil ich eine Statistik erstellen muss.“

Er setzte sich neben sie. „Und welche Farbe liegt vorn?“

„Blau. Ich habe schon elf blaue Autos gezählt.“

Er sah sie von der Seite an. „Warum besucht dich dein Vater eigentlich nicht?“, fragte er sie dann völlig unvermittelt.

Shelley schluckte. Niemandem außer Drew hätte sie darauf eine Antwort gegeben. Aber bei Drew war das eben etwas anderes.

„Mein Vater hat mich schon einmal besucht“, erklärte sie ihm ernst. „Damals war ich drei Wochen alt.“

„Und danach hat er dich nie wieder sehen wollen?“

Shelley kämpfte mit den Tränen, und sie drückte unnötig fest auf, als sie einen weiteren Strich in ihr Heft machte. „Das war das siebte schwarze Auto“, brachte sie mühsam hervor.

„Es tut mir leid“, entschuldigte sich Drew. „Ich wollte nicht neugierig sein.“

„Was verstehst *du* schon!“ Ihre Stimme bebte vor Erregung. „Du hast eine Mutter *und* einen Vater *und* zwei Schwestern.“

„Natürlich, *mir* geht es gut!“ Er lachte zynisch. „Zu fünft in einem winzigen Haus zusammengepfercht und ewig Streit zwischen meinen Eltern und Schwestern! Ich sage dir, Shelley, einmal werde ich gehen und nie wieder kommen!“ Er blickte ihr tief in die Augen. „Glaubst du wirklich, du wärst der einzige Mensch, der unglücklich ist?“

„Nein, natürlich nicht.“ Shelley schüttelte den Kopf. Nie hätte sie gedacht, dass Drew so empfinden könnte.

„Ich werde dich nie wieder nach deinem Vater fragen“, versprach er. „Es ist nämlich gar nicht wichtig.“

Aber für Shelley war es wichtig. Drew hatte sie ins Vertrauen gezogen, und sie war ihm eine Antwort schuldig. Außerdem war ein Geheimnis leichter zu ertragen, wenn man es mit jemandem teilen konnte.

„Mein Vater war ... ist Zahnarzt. Meine Mutter war seine Sprechstundenhilfe, und die beiden hatten eine wunderbare Romanze – das jedenfalls dachte meine Mutter damals. Aber sie wusste nicht viel über Männer, denn sie war in der Abgeschiedenheit Schottlands aufgewachsen und gerade erst nach London gekommen.“

Drew nickte nachdenklich, äußerte sich jedoch nicht.

„Dann stellte sie fest, dass sie schwanger war, und sagte es ihm. Er wurde schrecklich wütend und warf ihr vor, sie hätte ihn reingelegt. Er machte ihr ganz brutal klar, dass es sinnlos wäre, ihn zur Ehe zwingen zu wollen, da er bereits Frau und Kinder habe, ‚richtige‘ Kinder ...“

Drews Miene wurde finster. „Und deine Mutter hatte das nicht gewusst?“

„Natürlich nicht!“, fuhr Shelley ihn an. „Meinst du denn, sonst hätte sie sich mit ihm eingelassen? Für wen hältst du meine Mutter eigentlich?“

„Ich wollte deine Mutter nicht beleidigen, Shelley“, antwortete er ruhig. „Es macht mich nur wahnsinnig, wenn Männer Frauen derart behandeln.“ Er strich sich das widerspenstige Haar zurück. „Und was geschah dann?“

„Er kehrte mit seiner Frau und seinen ‚richtigen‘ Kindern nach Amerika zurück und brachte meine Mutter und mich hierher. Seitdem hat sie ihn nie wieder gesehen.“

„Und warum fiel die Wahl gerade auf Milmouth?“, wollte Drew wissen.

Shelley war erleichtert, dass ihre Ahnung sie nicht getrogen hatte: Drew hatte gefragt, weil er an ihrem Leben Anteil nehmen und nicht, weil er über sie oder ihre Mutter richten wollte.



„Sie wollte irgendwo billig leben und hatte nicht den Mut, mit Kind, aber ohne Vater nach Schottland zurückzukehren. Und meine Mutter liebt das Meer.“

Er lächelte. „Ich auch. Ich könnte es im Binnenland einfach nicht aushalten.“

Shelley erwiderte sein Lächeln schüchtern. „Mir geht es ebenso“, sagte sie leise und wusste, dass Drew der Held ihres Lebens war.

Danach trafen sie sich nur noch selten, denn bei dem Altersunterschied von sieben Jahren hatten sie keinen gemeinsamen Freundeskreis. Shelley erfuhr nur, dass Drews Lehrer enttäuscht waren, da er sich trotz seiner hervorragenden Zensuren für eine Tischlerlehre entschied. Jeder hatte fest damit gerechnet, dass er studieren würde.

„Er hat eine große handwerkliche Begabung“, hatte seine Mutter Shelley einmal erklärt, als sie sich beim Einkaufen getroffen hatten. „Und er will an der frischen Luft sein und nicht irgendwo in einem stickigen Büro sitzen. Ich finde, das ist eine richtige Entscheidung.“

Shelley nahm an Drews Entlassungsfeier teil. Er hatte das beste Zeugnis von allen, und Shelley musste ihren ganzen Mut zusammennehmen, um ihm dazu zu gratulieren. „Ich habe gehört, dass du Tischler werden willst“, sagte sie dann.

Er kniff die Augen zusammen und betrachtete sie prüfend. „Was soll das heißen, Shelley? Willst du mir zu verstehen geben, ich wäre nicht ehrgeizig genug?“

Shelley wurde verlegen, schließlich war sie gerade erst elf. „Nein“, log sie. „Ich dachte nur, du würdest dir einen anderen Beruf aussuchen.“

„So?“ Drew lächelte. „Und welchen? Arzt? Oder Pilot?“

„Vielleicht.“

„Wir leben in einer unsicheren Welt, Kätzchen, Häuser jedoch werden die Menschen immer brauchen.“

Shelley errötete vor Freude, dass er sie „Kätzchen“ genannt hatte. „Das stimmt“, antwortete sie.

Manchmal, wenn Shelley auf ihrem Bett lag und las, konnte sie durchs Fenster beobachten, wenn Drew von der Arbeit kam, mit entblößtem Oberkörper, muskulös und sonnengebräunt. Dann verschwammen ihr die Buchstaben vor den Augen.

Als sie siebzehn war, sah sie ihn das letzte Mal, bevor er auf Wanderschaft ging. Diese Begegnung würde sie nie vergessen können. Sie hatte mit ihren Freundinnen am Strand in der Sonne gelegen, gut versteckt hinter einem Felsen – so hatten sie wenigstens geglaubt und deshalb die Bikinioberteile ausgezogen. Aber Drew, der den Strand entlangjoggte, entdeckte sie und wurde schrecklich wütend, besonders über Shelley. Ihre Freundinnen nahmen das zum Anlass, sie hinterher damit aufzuziehen, denn ihrer Meinung nach konnte das nur bedeuten, dass Drew ein Auge auf Shelley geworfen hatte. Sie war da anderer Ansicht, denn Drew reiste ab, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Shelley vermisste ihn unbeschreiblich. Am Wochenende ging sie oft mit seiner jüngsten Schwester Jennie aus, bummelte mit ihr durch die Stadt, oder die beiden gingen zu einer Tanzveranstaltung. Vor Shelleys Augen fand jedoch keiner der jungen Männer Gnade, mit denen sie sich trafen, denn keiner konnte es mit Drew aufnehmen.

„Hat dein Bruder eigentlich gesagt, wann er wieder nach Hause kommt?“, fragte sie Jennie eines Abends beiläufig.

Jennie lächelte, denn sie war es gewohnt, von ihren Freundinnen nach ihrem gut aussehenden großen Bruder gefragt zu werden. „Nein. Soll ich ihm schreiben, dass du es gern wissen möchtest?“

„Untersteh dich!“

Es dauerte noch drei Jahre bis zu seiner Rückkehr. Es war in der Adventszeit, und die Straßen waren weihnachtlich geschmückt, als Shelley ihn traf. Sie arbeitete mittlerweile als Empfangssekretärin in Milmouth' größtem Autohaus und war gerade auf dem Weg nach Haus, als sie sich begegneten. Shelley musste sich beherrschen, um ihm nicht wie ein albernes kleines Mädchen um den Hals zu fallen.

„Hallo, Drew“, sprach sie ihn an. „Jennie hat mir schon erzählt, dass du wieder da bist.“

„Bist du das, Shelley Turner?“, fragte er ungläubig, denn er hätte nicht für möglich gehalten, dass seine attraktive Nachbarin noch schöner geworden war. Aber während der letzten drei Jahre hatte sie eine Figur bekommen, die einen Mann zum Wahnsinn treiben konnte. Ihr langes braunes Haar glänzte wie Seide, die Haut war makellos rein, und ihre Augen hatten das zarteste Blau, das er je gesehen hatte.

„Natürlich bin ich es.“ Sie lachte. „Wer sollte es sonst sein?“

„Ich war mir nicht sicher“, antwortete er versonnen. „Hast du heute Abend schon etwas vor?“

„Und ob! Schließlich werde ich morgen zwanzig! Meine ganze Clique trifft sich nachher im Pub.“

Er lächelte. „Hast du etwas dagegen, wenn ich auch komme?“

Etwas dagegen haben? Am liebsten hätte Shelley einen roten Teppich für ihn ausrollen lassen. Aber sie ließ sich von ihrer Freude nichts anmerken. „Natürlich bist du herzlich eingeladen“, antwortete sie nur.

Auf der Feier im Pub setzte sich Drew neben Shelley, die sich am liebsten nur mit ihm unterhalten hätte.

„Du hast mich also vermisst, kleines Mädchen?“, fragte er.

„Ja“, antwortete Shelley, der zwar jede Art von Verstellung noch fremd war, die aber von einer inneren Stimme gewarnt

wurde, ihre Gefühle allzu offen zu zeigen. „Aber ich bin kein kleines Mädchen mehr.“

„Das sehe ich.“ An seiner Schläfe pochte eine Ader. „Ich muss einfach immer wieder hinsehen.“ Zu ihrer Überraschung streichelte er behutsam ihre Wange und strich ihr die Haare hinters Ohr zurück. Doch plötzlich runzelte er die Stirn. „Seit wann benutzt du Wimperntusche?“

Erstaunt sah sie ihn an. „Wimperntusche? Wie kommst du denn auf die Idee?“

„Willst du damit sagen, dass deine Wimpern schon immer so dicht, lang und schwarz waren?“

Shelley lachte. „Genau. Und du hast es eben erst bemerkt?“

Drew betrachtete sie gedankenvoll. „In dieser Sekunde.“ Dann beugte er sich unvermittelt vor und küsste sie zärtlich auf den Mund. Und das vor aller Augen!

Über Nacht waren sie für alle, die sie kannten, ein Paar geworden. Drew und Shelley. Shelley und Drew.

Drew arbeitete hart, denn außer seinem Job an der Werft nahm er auch noch Nebentätigkeiten an. Und davon gab es viele, ein Tischler mit seinem Können war stets gefragt. Außerdem studierte er an einer Fernuniversität Architektur. Für alles hatte er Zeit. Nur für Shelley nicht.

„Oh Drew“, beklagte sie sich einmal, als sie sich in der Mittagspause trafen, um gemeinsam ihre Brote auf einer Bank an der Strandpromenade zu essen, „immer musst du arbeiten!“

„Geld ist wichtig, Kätzchen. Sonst gibt es für uns keine Zukunft.“

„Aber ich habe überhaupt nichts von dir!“

„Das wird sich ändern, sobald wir unser eigenes Zuhause haben.“ Er nahm ihre Hand und küsste jede Fingerspitze

einzelnen. „Ich weiß auch schon, wo. Das Haus des Strandwärters ist nämlich immer noch zu haben.“

„Die alte Hütte?“ Shelley verzog das Gesicht. „Das die keiner haben will, kann ich mir vorstellen. Um dort wohnen zu können, müsste man praktisch alles abreißen und neu aufbauen.“

„Und genau das will ich tun. Dafür arbeite ich und bilde mich weiter, für das Haus und für dich.“ Er küsste sie innig. „Möchtest du mich heiraten?“

„Oh ja!“

Als Drew Veronica Turner um die Hand ihrer Tochter bat, gab sie strahlend lächelnd ihre Einwilligung. Sie war überglücklich, dass für Shelley Wirklichkeit wurde, was für sie stets ein Traum geblieben war: eine harmonische und dauerhafte Beziehung.

Drew kaufte Shelley einen schmalen Verlobungsring mit einem winzigen Brillanten. Shelley kümmerte sich nicht darum, wenn ihre Freundinnen abfällig bemerkten, dass der Stein ja recht klein sei. Für Shelley gab es keinen schöneren.

Mit der Hochzeit wollten sie noch so lange warten, bis sie das Geld für das alte Strandwärterhaus zusammengespart hatten. Und wenn auch ihre Küsse und Zärtlichkeiten hinter den Felsen am Strand immer leidenschaftlicher wurden, Drew ließ es nie bis zum Letzten kommen, was Shelley einfach nicht verstehen konnte.

Sie wusste, dass er auf seinen Reisen Frauen kennengelernt haben musste, denn ab und zu erhielt er Briefe mit fremdländischen Marken, die er ungelesen fortwarf. Einmal kam Shelley eine Postkarte unter die Augen, deren Inhalt ihr Übelkeit verursachte und die von einer Angie unterschrieben war.

„Und wer, bitte sehr, ist Angie?“, wollte Shelley wissen.

„Ein Mädchen, das ich einmal kannte.“ Drew zerriss die Karte in winzige Schnipsel und warf sie in den Papierkorb.

Shelley spürte rasende Eifersucht, wenn sie sich vorstellte, was sich zwischen Drew und Frauen wie Angie abgespielt haben mochte. Umso unverständlicher war ihr, dass Drew sich ihr gegenüber so völlig anders benahm.

„Du bist eben für mich eine ganz besondere Frau“, erklärte er ihr.

„Das ist doch kein Argument!“ Shelley hatte Angies Ansichtskarte noch nicht vergessen.

„Gut, dann lass es mich so formulieren: Ich möchte nicht, dass du vor unserer Hochzeit schwanger wirst, denn das würde deine Mutter nie verwinden, Shelley. Ich habe ihr mein Ehrenwort gegeben, dass ich auf dich achten und für dich sorgen werde.“

„Drew, wir beide wissen, dass es Verhütungsmittel gibt.“

„Und wir beide wissen, dass sie nicht hundertprozentig zuverlässig sind. Ich möchte nicht, dass irgendetwas schief läuft zwischen uns, denn du bist eine ganz besondere Frau für mich, Shelley“, wiederholte er noch einmal. „Ich liebe dich und möchte mein ganzes Leben mit dir verbringen. Und auf die schönsten Dinge des Lebens lohnt es sich, zu warten, das wirst du auch noch feststellen.“

Aber Shelley sah das anders, und sie diskutierten noch bis tief in die Nacht darüber. Am folgenden Morgen betrat dann Marco den Ausstellungsraum des Autohauses. Er war extra aus Italien nach England gekommen, um ein ganz bestimmtes Coupé in Sonderausführung zu kaufen – und ausgerechnet in Milmouth hatte er es gefunden.

Shelley saß gerade am Schreibtisch und blätterte lustlos in einem Aktenordner, als er eintrat. Er sah einfach umwerfend aus und glich mit dem glänzenden pechschwarzen Haar und den dunklen Augen einem Filmstar.

„Hallo“, sagte er langsam und sah sie an.